

Liebe Sünde

Zum Verhältnis von Kirche und Sexualität*

von Michael Klessmann (ev.)

„Kann denn Liebe Sünde sein?“ – diese Frage hat vor einem halben Jahrhundert Zarah Leander mit ihrer rauchigen Stimme auf so hinreißende Weise gestellt. Vermutlich haben viele Menschen, die unter der kirchlichen Sexualmoral geseufzt und gelitten haben, auch schon so gefragt – und die christliche Kirche hat im Lauf der Jahrhunderte auf diese Frage in der Regel geantwortet: Ja, in den meisten Fällen ist Liebe, ist Sexualität Sünde – es sei denn, sie ist auf die Ehe beschränkt, es sei denn, sie dient der Kinderzeugung, es sei denn, sie macht keine Lust! An den Folgen dieser Auskunft leiden wir heute noch.

Ich will das genauer ausführen, indem ich in einem ersten Teil mein Verständnis von Sexualität und ihre Beziehung zur Religion darstelle; in einem 2. Teil will ich einige historische Rückblicke auf die Stellung der Kirche/der Kirchen zur Sexualität skizzieren; im 3. Teil soll es darum gehen, wie, ausgehend von der Psychoanalyse, eine neue Einschätzung der Sexualität entstanden ist und sich durchgesetzt hat; und im letzten Teil, was denn aus einer theologisch-ethisch-seelsorgerlichen Sicht heute zur Sexualität gesagt werden kann.

I. Zum Begriff „Sexualität“

Was ist überhaupt Sexualität? Diese Frage ist sehr komplex und umstritten; ich will verschiedene Aspekte dazu nennen; erst in ihrer Gesamtheit umschreiben sie das Phänomen Sexualität in seiner Gesamtheit einigermaßen zureichend:¹

1. Sexualität ist in gewisser Hinsicht das Leben selbst; sie durchdringt jeden Menschen in allen Bereichen und Fasern, sie spiegelt sein/ihr Leben, seine/ihre Persönlichkeit². Der Körpertherapeut A. Lowen sagt es so: „Sexualität ist ein Teil ... der Persönlichkeit und sie läßt sich nicht ohne entsprechende Wandlungen der Persönlichkeit verändern. Die Sexualität ihrerseits erfüllt und formt die Persönlichkeit.“³

Sexualität ist also kein Teilbereich des Lebens, den man ansprechen oder abspalten könnte. Menschliches Leben existiert nur als geschlechtlich bestimmtes, als weibliches oder männliches Lebens. Es gibt nicht das Abstraktum „Mensch“, sondern nur Frauen und Männer. Die jeweilige *Leiblichkeit*, die *psychische Struktur* – das Denken, Fühlen, Wünschen und Phantasieren – und die Art der *sozialen Interaktion* sind geschlechtlich

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags in Bielefeld im Rahmen der Ev. Erwachsenenbildung am 23. 10. 1995.

geprägt. Sicher kann man sich entscheiden, seine Sexualität nicht bewußt und ausdrücklich zu vollziehen oder auszuleben; aber man kann nicht der geschlechtlichen Bestimmtheit des Lebens entgehen. Viele asketische Bewegungen sind diesem Kurzschluß erlegen.

2. Sexualität ist Sehnsucht nach Ganzheit, nach Einssein, nach Verschmelzung, nach Überwinden der Trennung, der Einsamkeit und Gespaltenheit. Schon Sokrates erzählt den alten Mythos, wonach der Mensch ursprünglich ein androgynes Wesen war, dann in seine beiden Hälften getrennt wurde und nun immer auf der Suche ist, seine ursprüngliche Ganzheit wiederzufinden. Das ist ein eindrückliches Bild für die Tatsache, daß Sexualität Ausdruck von Liebe zu einem anderen Menschen ist und das Einswerden mit diesem Menschen erreichen will.

3. Sexualität ist immer verbunden mit Sinnlichkeit, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, Berühren; sie ist die Freude, das Genießen, die Wohligkeit und die Lust, die mit dem Gebrauch aller Sinne in der Liebe zu einem anderen Menschen oder auch zu sich selbst verbunden ist. Diese Lust an der Sinnlichkeit bleibt das ganze Leben über erhalten: Kleine Kinder können sie genauso empfinden wie sehr alte Menschen.

Leider wird Sexualität im alltäglichen Sprachgebrauch fast ganz auf genitale Sexualität, also auf den Gebrauch der Geschlechtsorgane, eingeschränkt; und sie wird vom Gefühl gelöst; der Sprachgebrauch „Sex haben“ oder „Liebe machen“ belegt das deutlich. Die „sexuelle Revolution“ der 60er und 70er Jahre hat viele neue Freiheiten im Umgang mit der Sexualität gebracht, sie hat aber auch dem fatalen Eindruck Vorschub geleistet, Sexualität sei vorrangig auf den Gebrauch der Geschlechtsorgane beschränkt, sie sei Geschlechtsverkehr, und sie habe als solche wenig mit Gefühlen zu tun, sei nicht Ausdruck der Liebe, sondern lustvolle Entladung und Entlastung sexueller Spannung, also eine Art von Leistung, eine Art von sportlicher Betätigung zu zweit, der man so oft wie möglich nachgehen sollte. Der Mißbrauch des Sexuellen in der Werbung und die Pornographie leisten dieser verkürzten Sicht weiterhin Vorschub.

Das ist nur eine Variante der alten Vorstellung, Sexualität diene ausschließlich der Fortpflanzung. Die Kirche und auch die staatliche Gesetzgebung haben lange diese Bindung der Sexualität an die Fortpflanzung festgehalten (die katholische Kirche tut es heute noch). Daran wird deutlich, wie Konservative und vermeintlich Aufgeklärte gleichermaßen einen sehr engen Begriff von Sexualität vertreten.⁴

Tatsächlich ist Sexualität jedoch viel mehr: Sich als geschlechtliches Wesen zu spüren und bewußt zu sein und die Freuden und die Lust, aber auch die Schmerzen, die damit in Zusammenhang stehen, zu erleben.

4. Sexualität ist Kommunikation mit Leib und Seele, mit Körper und Geist. Die Liebe zu einem anderen Menschen, die Freude und die Lust an seinem/ihrer Dasein findet nicht nur mit Worten, sondern mit dem Körper, mit allen seinen Teilen und Gliedern und mit allen Sinnen Ausdruck. Der Kopf, der Geist ist dabei auch beteiligt: Beim Erleben von Lust, von Erotik ist immer Phantasie im Spiel, man muß sich etwas vorstellen können, um sexuell erregt zu werden. („Wo die Phantasie fehlt, wird die Sexualität unerotisch.“⁵) Störungen in der Beziehung eines Paares, in ihrer Kommunikation zeigen sich manchmal am ersten in der Sexualität. Jede Kommunikation ist störanfällig, das gilt für die sexuelle Kommunikation besonders. Sie rührt an das Innerste im Menschen, sie ist Ausdruck der ganzen Person und eben deswegen besonders empfindsam. Zwei Abweichungen von dieser ganzheitlichen Kommunikation sind hier zu nennen: a) Bestimmte Formen der Liebe werden absichtlich oder unabsichtlich dem ganzheitli-

chen Ausdruck nicht gerecht: *Platonische Liebe* verzichtet auf den körperlichen Ausdruck, die geistig-emotionale Dimension genügt ihr. *Prostitution* ist reine körperliche Triebabfuhr, sie vermeidet jede emotionale und geistige Bindung. *Selbstbefriedigung* gleicht dem Selbstgespräch, es kommt keine Kommunikation mit einem anderen Menschen zustande. Gleichzeitig wird Selbstbefriedigung von Sexualtherapeuten übereinstimmend als wichtige Voraussetzung für eine befriedigende partnerorientierte Sexualität angesehen⁶ – so wie ja auch, entwicklungspsychologisch, das Selbstgespräch des kleinen Kindes eine wichtige Voraussetzung für's Sprechenlernen darstellt.

b. Sexualität ist häufig keine ganzheitliche Kommunikation, sondern dient im Gegenteil dazu, intensive Gefühle abzuwehren: Sexualität als narzißtische Selbstbestätigung, als Mittel zur Macht- und Gewaltausübung, als Abwehr der Angst vor dem Alleinsein. Der körperliche Ausdruck dient dann dazu, die eigene Verletzlichkeit und Bedürftigkeit durch ein gegenteiliges Gehabe zu verschleiern. Die dabei entstehende Einheit und Nähe ist in der Regel eine Illusion von kurzer Dauer.

5. Sexualität ist natürlich auch Triebhaftigkeit, drängendes, wildes Begehren, das alle Vernunft in den Wind schlägt und nur noch darauf aus ist, Befriedigung der angestauten Spannung zu finden. Diese sexuelle Triebhaftigkeit hat Freud das ES genannt; er vergleicht es mit dem Chaos, nennt es „einen Kessel voll brodelnder Erregungen“, die nur dadurch gekennzeichnet sind, „den Triebbedürfnissen unter Einhaltung des Lustprinzips Befriedigung zu schaffen.“⁷ Von dieser triebhaften Seite der Sexualität sagt Klaus Mann in seiner Autobiographie: „Die Tiefen des organischen Lebens sind unordentlich – ein Labyrinth, ein Sumpf der tödlichen Begierde und schöpferische Kraft. Die Wurzeln unseres Seins reichen hinab ins Trübe, Schlammige, in den Morast von Samen, Blut und Tränen, wo die Orgie der Wollust und Verwesung sich ewig wiederholt, unendliche Qual, unendliche Entzückung.“⁸ (In dieser Bewertung der Sexualität sind sich Bildungsbürgertum und Kirchen erstaunlich einig!)

6. Und Sexualität ist schließlich die Ekstase im Orgasmus, im Einswerden, im momentanen Sich Verlieren im anderen. Nicht zufällig sind Sexualität und Tod unter dieser Hinsicht immer wieder miteinander in Verbindung gebracht worden.

Alle diese Aspekte – vor allem ihre Totalität, ihre Triebhaftigkeit und ihre ekstatische Qualität – tragen dazu bei, daß Sexualität nicht nur als bereichernd, lustvoll und schön, sondern auch als höchst bedrohlich und gefährlich erlebt worden ist und erlebt wird. Sie erhebt Anspruch auf die ganze Frau, auf den ganzen Mann. Sie läßt einen den Kopf oder das Herz verlieren, sie bringt Menschen dahin, daß sie außer sich geraten, daß sie überkommene Ordnungen, Bindungen und Traditionen über Bord werfen, gewachsene Strukturen zerbrechen, daß sie sich verlieren – oder eben auch ganz neu gewinnen! Steht Sexualität deswegen in Konkurrenz zur Religion, zum Glauben, weil *die* einen ähnlich umfassenden, totalen Anspruch auf den ganzen Menschen erheben und eben diesen Anspruch durch das Erleben von Lust und Liebe und Sexualität gefährdet sehen?

Menschliche Sexualität ist nur in geringem Maß instinktgesteuert; sie wird im Lauf der Sozialisation gelernt – deswegen sehen sexuelle Praktiken in verschiedenen Kulturen auch ganz unterschiedlich aus; Sexualität ist immer Gegenstand von Deutung und Bewertung. Jede Kultur, jede Religion muß sagen, was sie von dieser grundlegenden Bestimmtheit des Menschen hält, wie sie sie in Beziehung zu anderen Dimensionen des menschlichen Lebens einordnet.

In der Geschichte des Verhältnisses von Religion und Sexualität gibt es vorrangig zwei Modelle:

Das erste nenne ich das der *Verschmelzung*: Religion und Sexualität verfließen miteinander, Paarung und Zeugung sind heilige Akte, Abbild und Beschwörung der Fruchtbarkeit der Götter, heilige Hochzeit: Was die Götter tun, sollen die Menschen nachvollziehen! Dieses Modell hat es vor allem in archaischen Kulturen gegeben, gerade auch in den Religionen, von denen das alte Israel umgeben war.⁹

Reste einer solchen Verschmelzung finden sich viel später noch in der Mystik, wenn das Verhältnis des Glaubenden zu Gott mit einem hoch erotischen Vokabular beschrieben wird.¹⁰

Das zweite Modell, wesentlich verbreiteter als das erste, ist das der *Feindschaft*: Religion begreift Sexualität als schlecht, als sündig, als bedrohlich; Sexualität muß deswegen mit allen Mitteln eingegrenzt, abgespalten, abgetötet werden. Dieses Modell ist vor allem für das Christentum charakteristisch, obwohl auch andere Religionen Anklänge davon zeigen (vor allem der Islam). Dieses Modell der Feindschaft hat uns bis in die Gegenwart hinein geprägt; es hat letztendlich viel zur Emanzipation der Sexualität von der organisierten Religion beigetragen – ich möchte deswegen darauf etwas näher eingehen.

II. Historische Streiflichter

Die Israeliten haben das Sexuelle entmythologisiert: Ihr Gott Jahwe galt nicht als ein sexuelles Wesen, im Unterschied zu den kanaanäischen Gottheiten ihrer Umgebung. Jahwe konnte man nicht durch die heilige Hochzeit dienen, sein Kult, sein Gottesdienst vollzog sich im Hören auf sein Wort und nicht in irgendwelchen Fruchtbarkeitsriten. Damit war Sexualität für die Israeliten nicht länger etwas Sakrales, sie gehörte nicht zum Gottesdienst, sondern sie wurde als Bestandteil der Geschöpflichkeit angesehen, die die Menschen leben und genießen können; das Hohelied ist dafür vielleicht das eindrücklichste Zeugnis.¹¹

Das ist einerseits eine Befreiung von vielen kultischen Zwängen; andererseits eine Verarmung und Gefährdung: Religion wird zu einem mehr und mehr rein geistigen Phänomen, das nun auch durch leiblich-sexuelle Vollzüge verunreinigt werden kann.

Diese Tendenz hat sich im Spätjudentum und im frühen Christentum, vor allem durch die Einflüsse des Hellenismus extrem verstärkt – obwohl Jesus selber dafür kaum einen Anlaß gibt. Die Person Jesu erscheint nicht leibfeindlich und nicht frauenfeindlich, er war kein Asket, im Gegenteil, er wird von seinen Gegnern als Fresser und Säufer tituliert, seine Einstellung zur Ehe (und damit zur Sexualität), zu Frauen und zur Leiblichkeit ist allem Anschein nach im Rahmen der damaligen Möglichkeiten relativ offen und unverkrampft. Gleichzeitig ist die Darstellung seiner Person in den Evangelien jedoch deutlich asexuell. Jesus als Mann im geschlechtlichen Sinn, was er über sich als Mann und über Frauen empfindet und denkt, ist nicht Thema der Evangelien.

Vielleicht war es deshalb leicht möglich, daß hellenistisches, leib- und sexualfeindliches Gedankengut ins frühe Christentum eindringen konnte.

Im Griechentum gibt es eine lange, aus verschiedenen Quellen sich speisende Tradition der Leib- und Lustfeindlichkeit:¹²

– Da ist zum einen die weitverbreitete Vorstellung, der *Körper sei das Gefängnis der Seele* – ein Gedanke, der bereits bei den Orphikern im 6. vorchristlichen Jahrhundert

auftaucht und dann bei Plato, vor allem aber in der Gnosis und im Neuplatonismus wiederkehrt. Der Körper ist vergängliche, wertlose, ja die Seele oder den Lichtfunken gefährdende Materie, nicht vom guten Gott, sondern vom niederen Demiurgen geschaffen. Es gilt, sich durch Askese und Enthaltbarkeit so weit wie möglich aus diesem Gefängnis zu befreien.

– Es gibt die medizinische Vorstellung, wonach der sexuelle Akt *gesundheitsschädlich* sei, weil der Samenverlust des Mannes mit Energieverlust gleichgesetzt wird.

– Das ist das Ideal der *Leidenschaftslosigkeit* in der Stoa: Innerer Seelenfrieden, Glückseligkeit ist nur durch Bedürfnislosigkeit, durch Affektlosigkeit zu erreichen. Die Ehe gilt dann als Konzession für die, die sich des Luststrebens nicht enthalten können; höher geachtet wird aber die Ehelosigkeit und damit der völlige Verzicht auf „Fleischeslust“ und Leidenschaft.

Jungfräulichkeit, Enthaltbarkeit, Akese sind nicht spezifisch christliche Ideale – sie sind aber vom Christentum offenbar gern aufgegriffen worden. Ein kurioses Beispiel: Plinius der ältere berichtet in seiner Naturgeschichte vom Elefanten als dem Tier, das sich nur alle zwei Jahre paart. Diese Bild vom keuschen Elefanten wird nun im Mittelalter von vielen christlichen Autoren aufgegriffen und zum Vorbild für den Menschen, für die Ehe stilisiert. So schreibt Franz von Sales: „Er ist nur ein plumptes Tier, und doch das würdevollste, das auf der Erde lebt ... Er wechselt nie das Weibchen und liebt zärtlich dasjenige, das er gewählt hat, mit dem er sich jedoch nur einmal alle drei(!) Jahre paart, und das nur fünf Tage und so versteckt, daß er bei diesem Akt nie gesehen wird; wohl aber läßt er sich am sechsten Tag sehen, an dem er sofort geradewegs zum Fluß geht, in dem er seinen ganzen Körper wäscht ... Ist das nicht eine gute und rechtschaffene Art?“¹³

Viele der vorchristlichen, antiken Vorstellungen und Ideale tauchen im Christentum wieder auf. In der Auseinandersetzung des Christentums mit libertinistischen Strömungen in den eigenen Gemeinden und natürlich in der damaligen Umgebung bot sich derartiges Gedankengut offenbar besonders an; auch die verbreitete Endzeitstimmung kommt dem entgegen.

Das beginnt bei Paulus: Asketische Ideale begegnen bei Paulus zuhauf. Die Sarx, das Fleisch erscheint als Gegner des Geistes, als Sitz der Sünde, als Feindschaft gegen Gott (Röm 8,6 ff) und dem Tod verfallen (Röm 7,24); deswegen ist es erstrebenswert, „das Fleisch samt den Leidenschaften und Begierden ... zu kreuzigen ...“ (Gal 5,24). Verbunden mit dieser Leibfeindlichkeit ist eine entsprechende Sexualfeindlichkeit, Frauenfeindlichkeit und eine Abwertung der Ehe: „Es ist gut für den Mann, keine Frau zu berühren. Aber um Unzucht zu vermeiden, soll jeder seine eigene Frau haben ...“ (1 Kor 7,1f.) Und: „... Es ist besser zu heiraten als sich in Begierde zu verzehren.“ (1 Kor 7,9)

Obwohl die Apostel allem Anschein nach verheiratet waren und auch für die Bischöfe im 2. Jahrhundert selbstverständlich die Ehe vorausgesetzt wird, erscheint Ehelosigkeit – und das heißt völlige Enthaltung von jeder sexuellen Betätigung – allemal als das höhere Ideal.

Diese Ansätze bei Paulus steigern sich in der Folgezeit in einem erschreckenden Ausmaß: Die frühen Kirchenväter bis hin zu Augustin und Thomas von Aquin zeigen eine tiefe Angst und einen großen Haß auf alles Geschlechtliche. Das kann hier nicht im Detail vorgeführt werden, es sei nur auf die wichtigsten Aspekte bzw. Konsequenzen dieser Einstellung zusammenfassend hingewiesen:

1. Zugrunde liegt eine tiefe *Entwertung der Leiblichkeit* des Menschen. Bei Augustin etwa ist diese Entwertung mit Händen zu greifen: Es ist der Körper, der dem Geist den Gehorsam verweigert, durch den Körper kommt die gottfeindliche Begierde in die Welt. Es gilt deswegen als höchstes Ziel, den Körper und seine Begierden wieder dem Willen, wie er von Gott bestimmt ist, untertan zu machen.

2. Es kommt zu einer *Trennung von Liebe und Sexualität*, von Liebe und Lust. Die Erbsünde wird nach Augustin durch die Geschlechtslust, durch das Begehren übertragen! Im Paradies sei der Geschlechtsverkehr frei von jeder Lust gewesen, und auch Jesus sei – durch den Heiligen Geist – ohne Lust gezeugt worden und deshalb frei von der Erbsünde. Lust ist immer Sünde: Deswegen ist die zur Kinderzeugung unvermeidliche Sexualität so weit wie möglich ohne Lust zu praktizieren. Nur wer beim Geschlechtsverkehr nichts empfindet, sündigt nicht.¹⁴

3. Damit verbunden ist eine *Abwertung der Ehe*. Bereits von Paulus stammt jenes böse Wort, es sei besser zu heiraten als sich in Begierde zu verzehren. Die Ehe als „remedium concupiscentiae“, als Heilmittel gegen die Begierde, als Institution für die Schwachen, die sich eben der Lust und Begierde nicht enthalten können, sozusagen als Notbehelf – eine Anschauung, die übrigens auch noch bei Luther zu finden ist.¹⁵ Das eigentliche Ideal ist die Jungfräulichkeit, die Ehelosigkeit, die Askese oder die sog. Marien- oder Josephehe, wo ein Paar ohne körperliche Liebe zusammenlebt. Auch das Zölibat lebt von dieser Hochschätzung der Enthaltensamkeit.

4. Es liegt nahe, daß ein solches Ideal mit einer ausgeprägten *Frauenfeindlichkeit* einhergeht: Die Frau – Eva – galt ja als diejenige, die den Mann in Versuchung führt. „Das Auge des Weibes berührt und beunruhigt unsere Seele ...“ schreibt Chrysostomos.¹⁶ Sie bringt die Lust ins Spiel, sie zieht den Mann von seiner Geistigkeit hinunter ins Leiblich-Animalische. Obwohl Frauen in der Urchristenheit wichtige und selbstverständliche Rollen einnahmen, wurden sie mehr und mehr als Bedrohung empfunden und von allen Ämtern in der Kirche ausgeschlossen.

5. Weil Sexualität als die Bedrohung des Menschen par excellence gilt, wird die Morallehre der Kirche immer ausschließlicher zur *Sexualmoral*. Sünde wird bis in die Gegenwart hinein gleichgesetzt mit sexueller Verfehlung; Treue eingegrenzt auf sexuelle Treue, Ehebruch reduziert auf den Geschlechtsverkehr mit einem Menschen, mit dem man nicht verheiratet ist. (Nebenbei: Gerade in der evangelischen Kirche wäre es interessant, einmal darauf zu achten, wie viele Männer eher mit ihrem Beruf als mit ihrer Frau verheiratet sind – das gilt aber nicht als Untreue!) So hat es den Anschein, als sei Moral ausschließlich dazu da, Grenzen gegen die potentiell unersättliche und animalische Sexualität aufzurichten.

Die Reformation hat an diesen Sachverhalten nichts grundsätzlich verändert. Gewiß hat Luther eine ganz andere Einstellung zur Ehe gewonnen, indem er ihr den sakramentalen Charakter absprach, sie ein „äußerlich, weltlich Ding“ nannte, damit zu einer positiven Bewertung der Leiblichkeit des Menschen kam und die Hochschätzung der Askese aufgeben wollte.

Aber schon bei ihm selbst sind diese Impulse zwiespältig, auch Luther spricht von der Ehe als dem „Spital der Kranken“¹⁷ – und späters in der lutherischen Orthodoxie, im Pietismus und etwa bei Kierkegaard sind viele der alten sexual- und leibfeindlichen Anschauungen wieder zu finden, von denen die Generation unserer Eltern noch stark geprägt worden ist.

Diese Zwiespältigkeit der kirchlichen Einstellung zur Sexualität zeigt sich z.B. darin, daß bis in die 60er Jahre hinein in der theologischen Sexualethik ganz fraglos die Unterscheidung von *eros* und *agape* akzeptiert wurde, also die Unterscheidung einer begehrllich-fleischlichen Liebe von einer reinen, selbstlosen Liebe, die letztlich nur von Gott ausgesagt werden kann. Die Zwiespältigkeit zeigt sich weiter darin, daß Sexualität in der Theologie in der Regel nur als Thema der Ethik vorkommt, d.h. Sexualität gilt als gefährliche Triebkraft, die kontrolliert und kanalisiert werden muß;¹⁸ sie zeigt sich in den Schwierigkeiten, die Kirchen und Christen mit dem Thema „Homosexualität“, mit außerehelicher oder vorehelicher Sexualität haben, und sie zeigt sich darin, daß es bis in die Gegenwart hinein vielen Christen schwerfällt, eine unverkämpfte, selbstverständliche, lockere Einstellung zur Leiblichkeit, zur Sexualität zu haben und zu leben: Das jahrhundertlange Erbe einer extrem leib- und sexualfeindlichen christlichen Kultur belastet uns alle nach wie vor.

III. Psychoanalytische Erkenntnisse zur Bedeutung der Sexualität

Eine wesentliche Neueinschätzung, ja eine Befreiung in der Einstellung zur Sexualität verdanken wir nicht dem Christentum, sondern der Psychoanalyse. Einige der grundlegenden Erkenntnisse der Psychoanalyse zur Bedeutung der Sexualität will ich hier nennen:

1. Freud hat wohl als erster auf einer wissenschaftlich-reflektierten Ebene formuliert, daß Sexualität integraler Bestandteil des Lebens, der menschlichen Entwicklung ist; er spricht davon, unter dem großen Protest seiner damaligen Zeitgenossen, daß der Mensch nicht Herr im eigenen Haus ist, sondern daß sein bewußter Wille in hohem Maß von unbewußten, triebhaft-sexuellen Strebungen bestimmt ist; und er spricht von einer bereits in der Kindheit vorhandenen Sexualität, die von Beginn des Lebens an die weitere Identitätsentwicklung bestimmt und prägt. Die Abwertung, Abspaltung und Verdrängung von Sexualität kann krank machen, ist Ursache und Grundlage vieler Neurosen: „Sie haben gehört, daß man an der Versagung der normalen Sexualbefriedigung neurotisch erkranken kann.“¹⁹

2. Sexualität als Geschlechtstrieb im engeren Sinn ist, wie alle psychischen Phänomene, ambivalent: Sie gefährdet Kultur und deren Ordnungen, sie bedarf deshalb der Gestaltung und Sublimierung; gleichzeitig bindet der Sexualtrieb, indem er Menschen zueinander führt, Aggression und Destruktion. Bereits in der antiken Mythologie wird die Verbindung von Mars und Venus in diesem Sinne gebraucht. Für Freud war es, nach der ihn erschütternden Erfahrung des 1. Weltkrieges, eine seiner großen Hoffnungen, daß die „himmlische Macht“ des Eros in der Lage sei, das ungeheure Aggressionspotential der Menschen zu begrenzen und einzubinden.²⁰ Erfahrungsnäheres Anschauungsmaterial für dieses Phänomen ist die gelegentlich zu beobachtende Tatsache, daß Paare sich in einem Streit auch sexuell erregen und dann in eine besonders lustvolle Sexualität überwechseln können.

Und schließlich ist Sexualität Quelle konstruktiven, schöpferischen Verhaltens. Viele künstlerische Leistungen gelten als Sublimation sexueller Energie. Die Erfahrung der Entgrenzung unseres Selbst im momentanen Einswerden mit dem/der anderen kann eine geradezu erschütternde Erfahrung sein, die die bisherigen, eingefahrenen Lebensweisen und Lebenseinstellungen durcheinanderbringt; sie beflügelt die Phantasie, öffnet neue Perspektiven auf die Welt und das Leben, setzt ungeahnte Energien frei.

3. Sexualität im weiteren Sinn – also wie jemand schon als Säugling Distanz und Nähe zur Mutter und zu anderen Personen erlebt hat, wie er/sie gehalten, gestreichelt, gewaschen worden ist, wie mit seinem Körper umgegangen, wie Sinnlichkeit gelebt und bewertet wurde usw. – Sexualität in diesem weiten Sinn bestimmt ein Leben lang die eigene Identität als Mann oder Frau, die Einstellung gegenüber dem eigenen Körper sowie die Beziehung zum anderen Geschlecht und zur sexuellen Begegnung: Ob dies etwas Schamvolles, Peinliches, zu Verheimlichendes, eigentlich Verbotenes ist oder etwas Schönes, Angenehmes, Lustvolles und Bereicherndes.

4. Sexualität entsteht nach Freud in zwei zeitlich voneinander getrennten Entwicklungsschüben: In der ersten, frühkindlichen Phase ist eine lustvolle Konzentration auf die eigenen Organe und Körperteile zu beobachten. Der Mund, die Ausscheidungsorgane, die Genitalien, der Körper insgesamt sind Quellen der lustvollen und spielerischen Befriedigung für das Kind. Weil es in dieser Zeit noch keine vorrangige Konzentration auf die Genitalien und ihre Funktion gibt, nennt Freud dieses kindliche Stadium der Sexualentwicklung das polymorph-perverse Stadium.

Dieser Begriff enthält Freuds Definition der *Perversion*: Pervers sind für ihn all die sexuellen Verhaltensweisen, in denen das Sexualobjekt nicht der/die gegengeschlechtliche Partner/in und das Sexualziel nicht der genitale Orgasmus ist.²¹ Perversionen sind, so gesehen, Rückfälle oder Fixierungen auf bestimmte kindliche Entwicklungsstadien der Sexualität. Aber diese Rückfälle oder Fixierungen haben eine Funktion: Sie sind als Lösungsversuche, als Selbstheilungsversuche für umfassende und tiefgehende biographische Konflikte oder Defizite zu verstehen.²²

Frühkindliche Sexualität wird gelernt durch einen innigen, zärtlichen Körperkontakt zwischen dem Kind und seinen Eltern; eine solche Wechselseitigkeit ist die Grundlage von Sexualität; wo sie fehlt – das zeigen die Beobachtungen von Harlow an Affen und von R. Spitz an Waisenhauskindern – entstehen asexuelle Lebewesen.²³

Das eigentliche Ziel der sexuellen Entwicklung ist es, aus der lustvollen Konzentration auf sich selbst herauszufinden und sich auf ein Objekt außerhalb seiner selbst, auf einen anderen Menschen, zu beziehen. Das beginnt in der ödipalen Konstellation, in der der kleine Junge seine Mutter gewissermaßen als seine erste große Liebe entdeckt und im Zusammenhang damit den Vater natürlich als Rivalen empfindet und das Mädchen sich dem Vater besonders intensiv zuwendet und die Mutter als lästige Konkurrenz erlebt. Dieser Prozeß kommt in der Adoleszenz zu seinem Abschluß: Da geht es um die Verknüpfung von physiologischer und psychologischer Reifung der Sexualität.

Die Entdeckung der zweizeitigen Entstehung der Sexualität gehört sicher zu den wichtigen Entdeckungen Freuds, weil dadurch erklärbar wird, daß menschliche Sexualität nur zu einem sehr geringen Grad instinktgesteuert ist, statt dessen in einem hohen Ausmaß lernbar und damit kulturell formbar ist. Sexualität muß gelernt werden wie das Sprechen oder das Gehen. Analog dem Begriff der Sozialisation spricht Kentler von der Sexualisation.²⁴

Das heißt, es muß vor allem die jeweilige Geschlechtsrolle und Geschlechtsidentität gelernt werden; sie sind mit der Geschlechtsanlage keineswegs schon festgelegt.²⁵ Wie man sich als Frau oder Mann fühlt und verhält, wie man mit den Gegebenheiten der eigenen Geschlechtsorgane umgeht, wie man sich gegenüber dem anderen Geschlecht verhält, welche Rolle man beim Flirt spielt oder beim Geschlechtsverkehr usw. – all das ist in jeder Kultur relativ genau umschrieben und festgelegt. Dabei zeigt die Erforschung fremder Völker die große Variabilität sexuellen Verhaltens und sexuell geprägter Rollen; sie zeigt, wie unterschiedlich die Vorstellungen von „richtiger“ oder „guter“ Sexualität sind, wie unterschiedlich die Geschlechtsrollen dabei definiert wer-

den und wie die Sexualität in die Ziele und Normen der Gesellschaft insgesamt eingepaßt ist. (Deswegen galt in den 68ern die sexuelle Befreiung als die grundlegende Befreiung). Damit dürfte hinreichend deutlich sein, daß der Begriff der „Schöpfungsordnung“, der in der evangelischen Theologie lange gebraucht wurde und sich sinngemäß noch in der EKD-Denkschrift von 1971 zu Fragen der Sexualethik findet und auch noch 1985 in einer Stellungnahme „Ehe und nichteheliche Lebensgemeinschaften“, nur als ein biologisches, von Männern definiertes Mißverständnis betrachtet werden kann!

Eine Geschlechtsidentität zu finden, ist eine schwierige Aufgabe; das weiß vermutlich jede(r) aus der Erinnerung an die eigene Pubertät: Angstvoller Rückzug vor dem anderen Geschlecht und der eigenen Geschlechtsrolle ist ebenso eine Gefahr wie Flucht nach vorn in Gestalt sexueller Überaktivität ohne entsprechende seelische Beziehungsfähigkeit – und dies in einer Gesellschaft, deren marktwirtschaftliche Ideale Lust und Lustbefriedigung zu jeder Zeit und sofort suggerieren.

IV. Theologische Aspekte

Was können Theologie und Kirche zur menschlichen Sexualität sagen in einer Zeit, in der die Liebe zum modernen Heilsgut geworden ist? In einer Zeit, in der im Blick auf Liebe und Sexualität zwei gegenläufige Bewegungen zu beobachten sind: Auf der einen Seite sind die Erwartungen an die romantische Liebe riesig, so daß Soziologen schon von der Liebe als Naturreligion sprechen.²⁶ Je kälter die technisierte Welt wird, je brüchiger und unsicherer Institutionen, Traditionen, überlieferte Normen und Werte erlebt werden, desto stärker erscheinen Liebe und Sexualität als Gegenmittel, als Heilmittel, um Glück, Wärme, Vertrauen, Verlässlichkeit und Lebendigkeit zu erleben. „Je mehr andere Bezüge der Stabilität entfallen, desto mehr richten wir unser Bedürfnis, unserem Leben Sinn und Verankerung zu geben, auf die Zweierbeziehung.“²⁷ – und je größer die Erwartung, der Glücksanspruch, desto größer natürlich auch die Gefahr des Scheiterns – die Scheidungszahlen belegen es.

Auf der anderen Seite wird Sexualität immer stärker zur Ware, zum Tauschwert und Werbemittel, zum Statussymbol. Sexualität wird zur narzißtischen Selbstbestätigung mißbraucht; Befriedigung und Lust muß sofort erlebbar sein; Aufschub oder gar Verzicht sind überhaupt keine Kategorie mehr.

Neulich wurde im Fernsehen über ein in South Dakota/USA stattfindendes Motorradfestival – Fans von Harley Davidson – mit einem dazugehörigen Wettbewerb berichtet; ein Teilnehmer sagte: „Man kann hier nur etwas gewinnen, wenn man eine ganz individuell gestylte Maschine und eine tolle Frau hat.“ Und dann wurde gezeigt, wie diejenigen den meisten Beifall kriegten, die eben mit einer phantastischen Maschine und einer gut gebauten und möglichst spärlich bekleideten Frau auf dem Rücksitz durch die Straßen fuhren – ein eindruckliches Beispiel, wie Frauen und Sexualität zur narzißtischen Selbstbestätigung mißbraucht werden – und sich mißbrauchen lassen!

Noch einmal: Was können Theologie und Kirche in dieser Situation vertreten, wenn sie dabei auch noch versuchen, die angedeuteten humanwissenschaftlichen Erkenntnisse ernst zu nehmen? Ich formuliere dazu acht Thesen:

1. Sexualität ist Bestandteil der Geschöpflichkeit des Menschen. Immer wieder wird im Zusammenhang dieses Themas Gen 1,27 zitiert: „Und Gott schuf sie als Mann und Frau“ – dann sollten wir auch V. 31 hinzufügen: „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut!“

Sexualität – also Zärtlichkeit, Sinnlichkeit, Erotik, körperlicher Ausdruck von Liebe,

sexuelle Phantasien, Geschlechtsverkehr – all das ist ein sehr guter Teil der Geschöpflichkeit des Menschen, über den Gott sich freut, über den sich die Menschen freuen – nicht mehr und nicht weniger. Sie ist kein Heilsgut, kein Mittel zur Erlösung, sie ist aber auch nicht eo ipso unrein und sündig.

Der Gedanke der guten Geschöpflichkeit der Sexualität wird weitergeführt mit der christlichen Lehre von der Menschwerdung Jesu Christi. Wenn wir den Gedanken ernstnehmen, daß Gott in Jesus Mensch wurde, und nicht der alten Irrlehre des Doketismus huldigen wollen, wonach Jesus eben nur zum Schein Mensch geworden sei, müssen wir auch sagen, daß Gott ein geschlechtliches Wesen wurde, ein Mann mit einem männlichen Körper, mit Geschlechtsorganen, mit der Möglichkeit und Fähigkeit, eine Frau oder einen Mann zu begehren und zu lieben.

Dies scheint mir noch einmal eine eindruckliche Bestätigung des Satzes aus der Schöpfungsgeschichte: Und siehe, es war sehr gut!

2. Sexualität ist nicht nur Bestandteil der Geschöpflichkeit, sie ist ihrerseits auch ein Akt der Bejahung des Lebens und der Schöpfung. Weil Sexualität Ausdruck des ganzen Menschen ist, weil sie alle Sinne aktiviert und einschließt, ist sie Lebendigkeit par excellence. Sie will nicht nur in der Zeugung Leben weitergeben, sondern sie ist selber eine Form intensivster Lebendigkeit, verbunden mit Freude und Lust am anderen Menschen und an sich selbst. Als solche sollte man sie wertschätzen, fördern und dazu ermutigen.

3. Sexualität ist (sollte sein) Ausdruck der Liebe. Sie dient nicht nur der Fortpflanzung, sondern ihr Zweck ist es vor allem, Liebe und Zuneigung zu einem Partner, einer Partnerin körperlich, ganzheitlich, nicht nur mit Worten zum Ausdruck zu bringen und dabei dem anderen und sich selbst Lust zu bereiten. Man kann dabei die körperliche und die seelische Dimension nicht trennen. Das Verb „erkennen“, das die hebräische Bibel für den Geschlechtsakt zwischen Adam und Eva gebraucht („Und Adam erkannte sein Weib Eva ...“ Gen 4,1) meint genau dies: Um einem Menschen körperlich ganz nah sein zu können und damit auch die Sexualität in höchstem Maß lustvoll zu erleben, braucht es das geistig-seelische Erleben des Einander-Kennens, des Umeinander-Wissens, des Einander Be-greifens. Sexualität ist in diesem Sinn Ausdruck der Qualität einer Beziehung.

Auf die Frage, ob es denn sexuellen Kontakt außerhalb der Ehe geben dürfe, würde ich sagen: Ja, natürlich darf es das geben, wenn Sexualität Ausdruck der Liebe und Nähe ist; wenn der/die andere darin mit seinen/ihren Wünschen und Ängsten respektiert wird; wenn der andere nicht zum Objekt gemacht wird, wenn der andere nicht zur Bestätigung eigener Größenphantasien benutzt wird, wenn Sexualität nicht als Machtmittel des einen über die andere mißbraucht wird.

Sexualität gehört einerseits so weit wie möglich in die Selbstverantwortung der Menschen, es darf keine moralische Kontrolle von Sexualpraktiken geben; andererseits sollte sich Kirche sehr wohl dafür engagieren, daß solche angedeuteten Mißbrauchsmöglichkeiten immer wieder bekämpft und eingeschränkt werden, nicht zuletzt durch eine gute Sexualerziehung.

4. Sexualität als Körpersprache kennt viele Dialekte; sie äußert sich auf verschiedenste Weise, sie lebt von ganz persönlichen Wünschen, Phantasien und Vorlieben. Es ist deswegen kaum möglich, das eine Verhalten als moralisch, das andere als unmoralisch zu bewerten. Wie lange galt in Westeuropa die Stellung, in der die Frau unten und der Mann oben liegt, als die einzig mögliche und einzig moralische – und alles andere als

verdorben und pervers. Bis wir verstanden haben, daß sich darin unsere gesellschaftliche Rollenverteilung widerspiegelt und daß andere Völker und Kulturen es ganz anders treiben und unsere Phantasielosigkeit in dieser Hinsicht geradezu zum Lachen finden.

Wir sollten also auch mit dem Etikett „Pervers“ zurückhaltend sein; die Geschichte der Sexualität zeigt, daß dies eine kulturell und historisch sehr relative Bezeichnung ist.

Die vielen Dialekte der Sexualität und – in einem weiteren Sinn – der Liebe äußern sich noch auf andere Weise: Klaus Dörner sagt (er nimmt darin E. Fromm auf), daß es so etwas wie eine Gesamtliebe gibt, d.h. eine ständige, „in alle Richtungen gehende und alle Menschen und Sachen umfassende Liebe, die sich dann im einzelnen als Gottesliebe, Nächstenliebe, Gemeindeliebe, Familienliebe, erotische Liebe und sexuelle Liebe ausmachen läßt.“²⁸ Heterosexuelles, homosexuelles und auf das Selbst gerichtetes Lieben sind dann als verschiedene Spielarten dieser Gesamt-Liebeseigenschaft zu betrachten.

5. Sexualität, so sagt M. Josuttis, eröffnet einen Erfahrungshorizont für das, was in der Sprache der jüdisch-christlichen Tradition „Reich Gottes“ genannt wird: „Im Erleben von Wärme, Ruhe und Vereinigung – (sc.: ich würde hinzufügen: In der Erfahrung intensiven Verliebtseins, im Erleben von Ekstase, von Außer-Sich-Sein und Mit-Dem-Anderen-Eins-Sein) – erfahren Menschen auf der Erde wesentliche Aspekte der Welt Gottes. Was sie jetzt in Grenzen erleben, vermittelt die Ahnung künftiger Herrlichkeit: von einem Glück, das mehr als einen Augenblick währt, von einer Liebe, die keine Begierde benötigt, von einer Freude, die nicht mehr gestört werden kann.“²⁹

Sexuelles Erleben als Vorschein und Ahnung des Reiches Gottes! Sexualität als Vorgesmack einer Utopie der Entgrenzung! Welch’ ein anderes Bild, Welch’ eine andere Wertung von Sexualität als das übliche moralistisch-prüde christliche Bild. Schon im Talmud heißt es: „Drei haben etwas vom Jenseits an sich: Die Sonne, der Sabbath und der geschlechtliche Verkehr.“³⁰

6. Erst wenn diese Wertschätzung der Sexualität – „und siehe, es war sehr gut“ – zur Sprache gekommen ist, darf und muß auch der ethische Aspekt genannt werden: Daß Sexualität gestaltet und in die Lebensführung überhaupt integriert sein will, daß Sexualität etwas mit Verantwortung zu tun hat, mit Respekt und Rücksicht im Blick auf die Bedürfnisse, Wünsche und Ängste des Partners, der Partnerin oder auch der eigenen, und manchmal auch mit Verzicht: „Wer keine Wände hat, hat auch kein Haus!“ Begrenzung und Verzicht sind für die Stabilität einer Beziehung und für die wirkliche Entfaltung der Sexualität von großer Bedeutung.

Die sexuelle Dimension einer Beziehung ist besonders empfindlich, leicht störrisch und verletzlich, eben weil sich darin ein Mensch ganz, mit Leib und Seele, zu erkennen gibt; Manipulation, Mißbrauch und Gewalt – auch in subtiler Form – sind auf diesem Gebiet besondere Gefahren. Deswegen brauchen Menschen für ihre Sexualität Sicherheit und Verlässlichkeit. Sie brauchen diesen Schutzraum, um sich entfalten, um sich loslassen und hingeben zu können. Dieses Faktum spricht dafür, daß Sexualität in eine tragfähige Beziehung gehört – da ist es weder hilfreich, wenn Sex von Zärtlichkeit und Liebe getrennt wird und zum narzißtischen Statussymbol oder zur Leistung hochgejubelt noch wenn sie exklusiv an die Ehe gebunden wird.

7. Sexualität ist von der Kirche jahrhundertlang an die Ehe gebunden worden; die Ehe war der einzige Ort, an dem Sexualität überhaupt vorkommen durfte. Dies ist tendenziell in den Kirchen immer noch so: Kirchliche Verlautbarungen, Stellungnahmen ranghoher Kirchenvertreter setzen nach wie vor die Aussage, daß Gott Mann und Frau

füreinander geschaffen hat, mit der Aussage gleich, er habe auch die Institution der Ehe geschaffen.³¹ Diese Aussage halte ich in mehrfacher Hinsicht für nicht mehr vertretbar: Bereits ein kurzer Blick in die Geschichte lehrt, daß es Ehe, wie wir sie im 20. Jahrhundert verstehen, als eine allein durch die Liebe begründete, dauerhafte Zweierbeziehung kaum je gegeben hat. Ehe war Versorgungsgemeinschaft, Wirtschaftsgemeinschaft, Privileg der Besitzenden, Mittel zum Zweck, um Familien oder Sippen zu stärken und zusammenzuhalten usw. Die Institution „Ehe“, so hat eine Autorin gesagt, ist gewissermaßen ein Rahmen, in dem sehr unterschiedliche Bilder Platz haben.

Inzwischen gibt es eine Fülle von neuen Lebensformen, die sich nicht länger am formalen Maßstab der Ehe messen lassen wollen. Zunehmend wird deutlich: Eine Partnerschaft kann nicht allein nach ihrem Rechtscharakter bewertet werden (also ob es eine Ehe im rechtlichen Sinn ist oder nicht), sondern daran, ob sich darin bestimmte „Partnerschaftswerte“³² realisieren: Der Wunsch nach Gemeinsamkeit und Geborgenheit wie auch das Streben nach Unabhängigkeit und Freiheit; einander Respektieren und Ernst-Nehmen; Verlässlichkeit und Treue (womit weit mehr als nur sexuelle Treue gemeint ist) und die Bereitschaft, Konflikte offen und gleichberechtigt auszutragen. Viele „neue“, „nicht-eheliche“ Lebensgemeinschaften realisieren diese Werte mindestens so wie viele Ehen; deswegen sollten sie kirchlicherseits nicht länger abgewertet werden, sondern, buchstäblich und im übertragenen Sinn, den Segen Gottes bekommen, wenn sie es wollen. (Schon der Begriff „nicht-eheliche“ Lebensgemeinschaften ist diskriminierend, weil sie am Maßstab der Ehe gemessen und dann im Vergleich dazu als defizitäre Gemeinschaftsformen erscheinen.) Daß Sexualität da, wo diese Partnerschaftswerte gelebt werden, ihren selbstverständlichen Platz hat, dürfte deutlich sein.

H. E. Bahr sagt im Blick auf die hohen Scheidungszahlen und die neuen Formen des Zusammenlebens, daß man diese Entwicklung nicht nur ängstlich und pessimistisch als Katastrophe und Zerfallerscheinung bewerten dürfe, daß man vielmehr auch die positiven Möglichkeiten sehen sollte, „wieviel Neues im Loslassen des Bisherigen frei wird, was wir heute an Reichtümern des Lebens neu entdecken, in dieser angeblich alles auflösenden Dynamik.“³³ „Das Faszinosum des Lebendigwerdens“ sei für ihn Kriterium des Eros. (35)

8. Wenn die Kirchen und ihre Mitglieder Stellungnahmen zum Thema Sexualität abgeben, dann sind sie m.E. unbedingt verpflichtet, auch die eigene Lebens- und Glaubenspraxis zu überprüfen: Wie sieht es denn bei uns selbst aus? Wo wird nach wie vor durch eine ängstliche und engstirnige Moral Leben und Lebendigkeit blockiert? Wo sind nach wie vor in der Kirche – angefangen von den kirchlichen Strukturen bis hin zur Formulierung unseres Glaubens – sexistische Einstellungen zu finden, etwa in der Abwertung von Frauen, in der Abwertung von Homosexuellen, in der Ausgrenzung von HIV-Infizierten und Aids-Kranken, in der Abwertung von Lebensformen, die nicht an der Ehe orientiert sind?

Abschließend E. Fromm: Er vertritt die These, daß Liebe eine Kunst sei, die man, wie andere Künste auch, lernen könne – in Anlehnung an fernöstliche Meditationstechniken – durch Disziplin, Konzentration, Geduld und dadurch, daß man sie wirklich wichtig nimmt. „Trotz unserer tiefen Sehnsucht nach Liebe halten wir doch fast alle andere für wichtiger als diese: Erfolg, Prestige, Geld und Macht. Unsere gesamte Energie verwenden wir darauf zu lernen, wie wir diese Ziele erreichen, und wir bemühen uns so gut wie überhaupt nicht darum, die Kunst des Liebens zu erlernen.“³⁴

Diese Sätze dürften auch für die Sexualität gelten; sie ist eine Kunst, für die man viel Zeit, Geduld, Konzentration, eine gute Verständigung miteinander braucht – nur dann kann man ihren Reichtum und ihre Lust wirklich ausschöpfen.

Und zum Schluß sagt Fromm: „Lieben heißt, daß wir uns dem anderen ohne Garantie ausliefern, daß wir uns der geliebten Person ganz hingeben in der Hoffnung, daß unsere Liebe auch in ihr Liebe erwecken wird. Liebe ist ein Akt des Glauben, und wer nur wenig Glauben hat, der hat auch nur wenig Liebe.“ (140) Auch dies kann man wiederum von der Sexualität sagen: Sexualität ist Hingabe, nicht Leistung, nicht käufliche oder erpreßbare Ware, nicht Mittel zur Selbstbestätigung oder zur Machtausübung. Sie braucht Glauben und Vertrauen, um sich voll entfalten zu können.

Es wäre schön, wenn das Christentum, in dem es so zentral um Glauben und Vertrauen geht, wieder etwas dazu beitragen könnte, daß Sexualität in diesem Sinn lebbar und genießbar ist und dadurch das Leben vertieft und bereichert.

Anmerkungen

- 1) Eine wissenschaftliche Definition der Sexualität ist folgende: „Sexualität ist die freiwillige körperlich-seelische gegenseitige Anziehung und Vereinigung von zwei geschlechtsreifen, meist heterosexuellen Menschen mit der Folge einer sich zum Orgasmus steigern und danach entladenden psycho-physischen Lusterregung und dem de facto oder potentiellen Ziel der Fortpflanzung.“ (H. Wendt in: Handwörterbuch der Psychologie, hg. von R. Asanger und G. Wenninger, Weinheim ⁵1994, 686).
- 2) Vgl. K. H. Deschner, Das Kreuz mit der Kirche, München, ¹⁷1994, 20.
- 3) A. Lowen, Liebe und Orgasmus. München 1980, 10.
- 4) Vgl. dazu H. Kentler (Hg), Die Menschlichkeit der Sexualität. München 1985, 15ff. Kentler verweist darauf, daß Sexualität und Fortpflanzungsfunktion keinesfalls identisch sind, was sich u.a. daran zeigt, daß Frauen in den Tagen ihrer Menstruation häufig sexuell leichter erregbar sind als an anderen Tagen (35).
- 5) P. Schellenbaum, Das Nein in der Liebe. München ⁸1991, 133.
- 6) Vgl. Kentler op. cit., 25, unter Verweis auf Kinsey. Vgl. auch A. Lowen, Liebe und Orgasmus, München 1980, 24 unter Hinweis auf W. Reich: Masturbation ist eine Übung in Selbstanahme und Selbstwahrnehmung.“
- 7) Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. (1933), Studienausgabe, Frankfurt 1969, 511.
- 8) Klaus Mann, Der Wendepunkt. Reinbek 1989, 119.
- 9) Vgl. G. von Rad, Theologie des Alten Testaments, Bd I, München 1962, 40f.
- 10) M. Josuttis referiert einige Vorstellungen aus der „orgiastischen Frömmigkeit“ von Zinzen-dorf. Gottesliebe und Lebenslust, Gütersloh 1994, 32 ff.
- 11) Vgl. M. Josuttis, ebd. 17ff.
- 12) Vgl. zum folgenden U. Ranke-Heinemann, Eunuchen für das Himmelreich, Hamburg 1989, 13 f.; Deschner, op. cit. 53ff.
- 13) Nach Ranke-Heinemann op. cit., 17f. 14) Vgl. Ranke-Heinemann, 164.
- 15) Vgl. H. M. Gutmann, Der Mann, das Chaos und die Ordnung. In: M. Josuttis/D. Stollberg, Ehe-Bruch im Pfarrhaus. München 1990, 40.
- 16) Ranke-Heinemann, 127.
- 17) Nach H. Grewel, Brennende Fragen christlicher Ethik. Göttingen 1988, 135.
- 18) So heißt es bei Trillhaas, Sexualethik, Göttingen 1970: „Es ging mir darum, die Geschlechtlichkeit als ein zunächst unausweichliches Verhängnis zu erkennen ... Die eigentliche Aufgabe ist die Humanisierung.“ (42).
- 19) S. Freud, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. (1916/17) Studienausgabe Bd. 1, Frankfurt 1969, 306.
- 20) Vgl. dazu S. Freud, Das Unbehagen in der Kultur. Studienausgabe Bd IX, Frankfurt 1974, 191ff, besonders 270. 21) ebd. 302f.
- 22) Vgl. Kentler op. cit., 54. 23) Vgl. Kentler ebd., 29 f.

- 24) H. Kentler, op. cit., 32. 25) Vgl. Kentler, 38ff.
 26) U. Beck/E. Beck-Gernsheim, Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt 1990, 231ff.
 27) Ebd. 71.
 28) K. Dörner, Homophile Menschen – gleichwertig und mit Lebensrecht? WzM 39 (1987), 372.
 29) M. Josuttis, op. cit. 24. 30) Zitiert nach Josuttis, ebd. 14.
 31) Vgl. G. Hefft, Ehelos oder Alleinlebend? Pth (1983), 223ff.
 32) G. Hefft, Ehe, nichteheliche Lebensgemeinschaft und der Segen der Kirche. WzM 39 (1987), 318.
 33) H. E. Bahr/V. Kast, Lieben – loslassen und sich verbinden. Stuttgart ⁶1990, 12.
 34) E. Fromm, Die Kunst des Liebens, Frankfurt/Berlin 1980, 16.

„Wenn wir von Familie reden, dann reden wir nicht unbedingt und sozusagen deckungsgleich von der Ehe. Auch andere Lebensformen können die Gestalt verbindlicher Lebensgemeinschaften annehmen. Die familia Dei umfaßt unterschiedliche Formen gemeinschaftlichen Lebens. Die Ehe ist ein Angebot, kein Gebot, schon gar keine Schöpfungsordnung im Sinn einer mit der Schöpfung gegebenen Ordnung der Welt und des menschlichen Lebens. Davon steht nichts in der Bibel, wie man sehr leicht selber nachlesen kann. 1. Mose 1, 26 ff. spricht nicht von der Ehe, sondern von der wesentlichen Zweigeschlechtlichkeit des Menschen und seiner – auch sexuellen – Gemeinschaftsbezogenheit. Die Ehe ist also ein kulturelles Gut, eine menschliche Institution und keine Naturordnung, auch nicht naturrechtlich begründet. Das unterscheidet uns grundsätzlich vom katholischen Verständnis, demzufolge „Gott selbst ... Urheber der Ehe“ ist.

Dagegen halten wir evangelischerseits daran fest: die Ehe ist kein Gebot, das unwandelbar nach Form und Inhalt wäre, sondern ein Angebot. Die Ehe kann als Wohltat dankbar aus Gottes Hand angenommen werden. Gerade weil sich in ihr zwei Menschen öffentlich das eigene Leben gegenseitig zuwenden (T. Rendtorff), ergibt sich ihre Verbindlichkeit aus freier Selbstbestimmung zur gemeinsamen Lebensführung von selbst, nicht durch ein Gebot. Sie erlaubt soziale Kommunikation von beispielloser Nähe. Weil sie uns Menschen so tief berührt, muß man sie scheiden, wenn sie, durch welche Gründe auch immer, zur Zerstörung des Lebens der Ehepartner führt. Wenn die Liebe zerschlagen oder einfach gestorben ist oder wenn sich die Partnerwahl als Fehler erweist, dann muß man um der Liebe willen auseinandergehen können, auch wenn damit neue Risiken und Probleme auftauchen. Weil Gott die Liebe ist, bleiben diejenigen, die in der Liebe bleiben, in Gott und Gott in ihnen (1. Joh. 4, 16). ...

Darum gilt es nun die Impulse zur Familiengesetzgebung mit Überlegungen zu verbinden, wie man die nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften, die sozialen Netzwerke, Freundschaften und anderen, nicht von Sexualität begleiteten Lebensformen theologisch beurteilen soll. Nach bisheriger Theorie müßten diese immer dann, wenn Sexualität im Spiel ist, als Sünde bezeichnet werden. Das ist aber schon in der Bibel nicht durchgängig so, obwohl die Regel. Aber evangelische Ethik besteht nicht in der Wiederholung biblischer Werturteile. ... Die Bedeutung dieser Lebensformen ist theologisch nicht erfaßt, ja noch nicht einmal im Blick, obwohl viele Menschen in diesen Lebensumständen freiwillig oder auch ungewollt leben. Wir lassen sie theologisch und seelsorgerlich alleine und geben ihnen keine Möglichkeit, ihr Leben unter dem Aspekt Gottes zu deuten. Das ist ein schweres Versäumnis der Kirchen, auch der Freikirchen. Denn diese geschilderten Lebensformen gelten auch für viele ihrer Mitglieder. Hier haben wir Nachholbedarf.“

(Kirchenpräsident Prof. Dr. Peter Steinacker in seinem Bericht zur Lage in Kirche und Gesellschaft für die Kirchensynode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Frankfurt a. M., März 1995)